

Die reiche handschriftliche Hinterlassenschaft Georg Rörers in der Universitätsbibliothek Jena ist in jüngerer Zeit genauer erschlossen worden. Stefan Michel stellt dar, wie der als Nachschreiber von Luthers Predigten und Vorlesungen bekannte Rörer mit dem von ihm u. a. von Caspar Cruciger und Veit Dietrich kopierten Material der Tischreden umgegangen ist. Dass es hierbei Probleme gab, hatte schon Kroker zunehmend zur Kenntnis nehmen müssen. Michel will lediglich einen Überblick über den Bestand bei Rörer geben. Dieser war jedenfalls nicht ein konsequenter Sammler der Tischreden, ordnete und bearbeitete sein Material aber dann unter verschiedenen theologischen Gesichtspunkten. Aurifaber bediente sich später u. a. dieser Sammlungen. Schon bei Rörers Aufzeichnungen muss man sich neben dem möglichen Quellenwert der Stücke des Umstands von deren Bearbeitung bewusst sein.

Zunächst unausgesprochen lauert hinter allen Einsichten und Ausführungen die Frage, wie eine Neuedition von Luthers Tischreden konkret aussehen soll. Der Germanist Thomas Wilhelm benennt dafür u. a. mit Bezug auf die deutsche Bucer-Ausgabe einleuchtende Gesichtspunkte. Bis zur Präsentation konkreter exemplarischer Modelle oder einer Planung des Editionsvorhabens wird leider nicht vorgestoßen. Auch das doch wirklich interessierende Problem, wieviel und wo man ursprünglichen Luther vor sich hat, wird kaum explizit angesprochen. – Die Projektmitarbeiterin (an was?) Margit Glaser von der Bauhaus-Universität Weimar spricht sich für eine Edition der Tischreden im Internet aus. Damit könnten der Komplexität der Aufgabe Rechnung getragen und korrigierende Modifikationen leicht eingebracht werden. Unklar bleibt freilich, wie eine solche permanente Edition institutionalisiert werden soll. Auch löst eine derartige Präsentation von Worten, Äußerungen Luthers, möglicherweise intimen oder gewichtigen, dazu den Gestaltungen der Vermittler Unbehagen aus. Dem bisherigen Kommunikationspotential der Tischreden würde das nicht gerecht. So anregend und aufschlussreich der vorliegende Band ist, bis zum Vorliegen einer wie immer gearteten neuen Edition der Tischreden wird es noch weitere Gespräche brauchen. Wo dann wiederum die lateinischen Quellen angeführt werden, sollte mehr Sorgfalt walten.

Münster

Martin Brecht

Irene Dingel (Hg.): Antitrinitarische Streitigkeiten. Die tritheistische Phase (1560–1568). Zusammengestellt und bearbeitet von Kęstutis Daugirdas. Göttingen: Van-

denhoeck & Ruprecht 2013, XI, 622 S., ISBN 978-3-525-56015-0. Preis 99,99 €.

Der Antitrinitarismus ist bis heute ein von der Kirchengeschichte und Theologie stark vernachlässigtes Forschungsfeld. Dabei stand diese Bewegung stets im Fokus der Polemiken der katholischen und ab dem 16. Jahrhundert auch der protestantischen Kirche, sofern es um ihre Bekämpfung als der schlimmsten aller möglichen ‚Häresien‘ ging. Bibliotheken könnte man mit diesen Polemiken füllen. Umso begrüßenswerter ist es, dass nunmehr in der von Irene Dingel herausgegebenen Reihe *Controversia et Confessio* ein mustergültig edierter Band zu den antitrinitarischen Streitigkeiten erschienen ist. Genauer geht es hierbei um den subordinatianischen Tritheismus, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine kurze Blüte erlebte, ehe er durch den neuen Antitrinitarismus – den Unitarismus bzw. später sogenannten Sozinianismus – in seiner ‚häretischen‘ Wucht abgelöst wurde. Der von Kęstutis Daugirdas mit sachkundigen Einleitungen versehene Sammelband bietet eine Auswahl der wichtigsten, jedoch nur schwer zugänglichen Traktate – insgesamt sind es elf – zum Tritheismus aus der kurzen Zeitspanne von 1560 bis 1568. Darunter befinden sich Traktate von heutzutage weitgehend unbekanntem Autoren wie Alexander Alesius, Erasmus Glicznar und Nikolaus Pac, aber auch von so bekannten Autoren wie Petrus Gonesius und Valentino Gentile auf der antitrinitarischen Seite sowie Andreas Volanus, Jakob Schegk, Johann Wigand und Jakob Andreae auf der Seite der Verteidiger der Trinitätslehre. Da alle Traktate in lateinischer Sprache verfasst sind, bedarf es einiger Mühe, sich die Inhalte und die teils diffizile Argumentation zu erschließen. Nachfolgend seien die wichtigsten Linien der Debatten benannt.

Den Auftakt bildet die wirkmächtige, um 1560 verfasste, in zahlreichen Handschriften kursierende und dann 1570 gedruckte Schrift *De Deo et Filio eius* von Gonesius (S. 27–68), in der er den Tritheismus – Vater und Sohn sind zwei substantielle Wesenheiten bzw. bilden zwei real distinkte Hypostasen mit einer Unterordnung des Sohnes gegenüber dem Vater – gegen den von ihm polemisch sogenannten ‚Sabellianismus‘ (eines modalistischen Monarchianismus) Calvins verteidigte. Als charakteristisch für Gonesius' Antitrinitarismus erweisen sich dabei, so Daugirdas, zwei Prinzipien: ein exklusiver Biblizismus und die Rationalität des Glaubens, der sich nicht durch Blendwerk und pure Erfindungen verleiten lasse (S. 23). Damit sind jene beiden Prinzipien formuliert, die sich später

auch bei Fausto Sozzini und seinen Anhängern finden. Gegen Gonesius' Traktat schrieben sowohl Volanus mit seiner *Epistola ad Nicolaum Pacium* von 1565 (S. 231–246) als auch Schegk mit seiner Schrift *Contra antitrinitarios* von 1566 (S. 281–344) an. Letzterer, ein bedeutender lutherischer Aristoteliker und Mediziner des 16. Jahrhunderts, bot eine dezidiert philosophisch-theologische Widerlegung des Tritheismus, die anzeigt, wie sehr die Trinitätslehre seit der Scholastik mit einer philosophischen Begrifflichkeit durchdrungen war. Auch Schegk erhob dabei den Anspruch, nicht eher zur Ruhe zu kommen, bis die Vernunft zum „Hafen der Gewissheit“ gelangt sei bzw. „alle Gefahren des Doppelsinns“ umschiffet habe (S. 291). Seine Begriffsklärungen machen deutlich, warum es im Protestantismus am Ende des 16. Jahrhunderts zu einer Wiederkehr der Metaphysik kam: Die begriffliche Aufrüstung der Trinitätslehre war nur noch durch den massiven Einsatz der aristotelischen Logik und Metaphysik zu sichern. Schegks Ergebnis lautet daher: Vater und Sohn sind *eines* Wesens (*Homousia*) und zugleich *zwei*, aber nicht als zwei Götter, sondern als zwei Hypostasen (S. 343).

Bei der zweiten bedeutenden tritheistischen Schrift handelt es sich um die knappe *Confessio apostolica* von 1561 aus der Feder von Gentile (S. 107–131), der 1566 aufgrund seiner Ansichten in Bern enthauptet wurde. Auch Gentile polemisierte gegen Calvins ‚Sabellianismus‘, ferner gegen die arianische Ansicht, der Sohn sei nicht gleichewig mit dem Vater, um den Tritheismus als jene einzig wahre Position zu verteidigen, die mit den Aussagen des Nicäno-Konstantinopolitanum übereinstimme (S. 109): Dem *einen* Gott, dem allmächtigen Vater als Schöpfer von Himmel und Erde, wird der „wahre und natürliche“ (S. 113) Sohn Gottes, Jesus Christus, untergeordnet, der zugleich der ewige Sohn Gottes *und* der in der Zeit wiedergeborene Sohn der Jungfrau Maria sei. Die entscheidende Differenz zur Trinitätslehre besteht hierbei darin, dass die Dreiheit von Vater, Sohn und Heiligen Geist nicht in die Wesenseinheit aufgelöst wird. Genau auf diese Weise beschrieb auch der lutherische Theologe Johann Wigand in seiner Schrift *De Deo, contra Arianos novos* von 1566 die Position der Tritheisten (S. 429–559): Vater, Sohn und Hl. Geist sind drei, aber nicht drei Personen. Alle drei sind *einer* Natur, aber nicht *eines* Wesens. Gott ist einer, aber nur der Vater ist der wahre Gott, während der Sohn und der Hl. Geist in der Bibel nicht auf diese Weise bezeichnet werden (S. 510). Wenn Wigand gegen diese Ansicht die seiner Meinung nach

„einfache Lehre von Gott“ (S. 509) setzte, wozu die Dreifaltigkeit *eines* Wesens in *drei* Personen sei, so belegt dies nur das eigene Vorurteil auf der Seite der etablierten Konfessionen, die sich des Angriffs auf die Trinitätslehre nur schwer erwehren konnten. Im Zweifel zog man sich wie Andreae auf eine „ehrfurchts- und demutsvolle Untersuchung“ des heiligen Mysteriums der Trinität zurück, die die menschliche Vernunft in den Gehorsam Christi gefangennehme, und grenzte sich dabei von jener „neugierigen und gottlosen Weise des Disputierens“ der Antitrinitarier ab, die mit einer von Blindheit geschlagenen menschlichen Vernunft die Untersuchung führe (S. 568).

Insgesamt macht der klug zusammengestellte, mit einem textkritischen Apparat, hilfreichen Anmerkungen und mehreren Registern versehene Sammelband deutlich, warum die Trinitätslehre zum Zentrum aller Debatten um die Zukunft des Christentums werden sollte. Es bleibt zu wünschen, dass dieser Band eine Fortsetzung für die sozialwissenschaftlichen Debatten und die Frühaufklärung finden möge. So würde deutlich werden, dass die Frühaufklärung im stärkeren Maße vom kritischen Potential der Heterodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts profitierte, als heutzutage gemeinhin angenommen wird.

Gotha Sascha Salatowsky

Johannes Meier (Hg.)/Uwe Glösenkamp (Bearb.): Jesuiten aus Zentraleuropa in Portugiesisch- und Spanisch-Amerika. Ein bibliographisches Handbuch mit einem Überblick über das außereuropäische Wirken der Gesellschaft Jesu in der frühen Neuzeit, Bd. 5: Peru (1617–1768), Münster: Aschendorff 2013, XLII u. 350 S., 6 Abb., 3 Karten, ISBN 978-3-402-11791-0, € 54,-.

Der nach Zählung fünfte, nach Erscheinen vierte Band des Handbuchs wurde vom Verfasser der Studie über das Schicksal der zentraleuropäischen Jesuiten nach ihrer Ausweisung aus Amerika (2008) bearbeitet. Er folgt dem bewährten Schema, darf aber insofern besonderes Interesse beanspruchen, als Peru einerseits die erste Wirkungsstätte des Ordens, andererseits die wichtigste Region des spanischen Südamerika war. Demgemäß beginnt der Handbuchteil des Werkes 1568 mit dem Eintreffen der ersten Jesuiten; 1617 bezieht sich auf die Ankunft der ersten drei deutschen. Denn die insgesamt 30 deutschen Patres und 12 deutschen Brüder machen nur einen geringen Anteil des Personals aus, das 1754 den Höchststand von 543 Jesuiten erreichte. Neben dem Collegium maximum,